

Tom Dekker

Teufelskerle

Ausgabe 1

Kurzgeschichte

Oktober 2018



„Habt Ihr schon von diesen Teufelskerlen gehört?“ Schwungvoll schließt der in seine Paradeuniform gekleidete ehemalige Colonel des Heeres ihrer Majestät den Daily Telegraph und fasst sein gut beleibtes Gegenüber in dem teuren Tweetaanzug mit stechendem Blick ins Auge. Wie Regentropfen, die an einem stürmischen Herbsttag an die Fensterscheiben klopfen, trommeln seine Finger auf die verschwommene Schwarz-weiß-Lithographie eines Heißluftballons.

Der Mann auf der anderen Seite des Taekholztisches, dessen Blick bisher aus dem Fenster der kleinen Gondel hinaus auf die Berglandschaft gerichtet war, schrickt bei der plötzlichen Ansprache des Colonels zusammen, fasst sich aber sogleich wieder und richtet sich respektabel auf. Ein Augenblick genügt ihm, um die Abbildung zu erkennen. „Natürlich habe ich davon gehört. Die Londoner Gesellschaft spricht seit Tagen von nichts anderem.“, wedelt er die Begeisterung des Militärs mit einer nonchalanten Handgeste beiseite. „Und das zu Recht!“, poltert der grauhaarige Soldat und schlägt die Hacken zusammen. „Mit etwas Glück haben diese beiden Helden den Krieg für uns gewonnen.“

Unbehaglich zupft sich der Dicke am viel zu engen Hemdkragen. Umständlich kramt er in der Brusttasche seines Jackets herum und fördert ein überdimensionales Taschentuch zu Tage, mit dem er

sich den Schweiß von der von spärlichen Haarresten kaum mehr verhüllten Stirn tupft. „Nun, ich bin wahrlich kein Mann des Militärs, aber mir will doch scheinen, dass ein einziger Erkundungsflug über die feindlichen Linien noch nicht ausreicht, um die Kriegsmaschinerie des Deutschen Reiches sofort zum Erliegen zu bringen. Soweit ich gehört habe, rücken die Preußen weiter nach Westen vor, ohne sich vor diesem Heißluftballon in die Hosen zu machen, Captain.“

„Colonel, wenn ich bitten darf!“ Der grauhaarige Soldat schlägt mit der flachen Hand auf die Tischplatte. Reflexartig zuckt der gut gekleidete Fluggast zurück. „Was seid Ihr doch für ein Hasenfuß.“, macht sich der Colonel daraufhin über den Zivilisten lustig. „Aber Ihr werdet schon noch sehen! Diese beiden“, er deutet auf die Ablichtung des Ballons, „werden die wahren Helden dieses Krieges sein. Und solche Helden sind genau das, was Britannien in dieser Stunde braucht.“

„Nun, ich für meinen Teil gebe einem bequemen Sessel, einem tortigen Whiskey und einem gut gefüllten Bankkonto dem Dasein als Held eindeutig den Vorzug.“, bügelt der gut gekleidete Fahrgast die Bemerkung des Colonels beiseite. „Wisst Ihr, Helden tendieren dazu, doch arg früh das Zeitliche zu segnen.“

Ein vorsichtiges Räuspern verhindert die hämische Antwort, die dem Militär bereits auf der Zunge liegt. Verwundert heben er und der Tweedträger die Köpfe. „Entschuldigung, die Herren.“, spricht sie ein hochgewachsener Mann mit schwarzem Anzug an und lüpfte die Melone zum Zeichen der Ehrerbietung. „Gestatten, mein Name ist Warren Howard. Und dieser junge Herr hier,“, seine Hand weist auf einen adrett gekleideten Mann, der kaum dem Knabenalter entwachsen scheint...

„Anthony Spencer, zu Ihren Diensten!“, fällt ihm der junge Mann ins Wort und überspielt diese Respektlosigkeit mit einem schelmischen Grinsen.

„Nun,“, Warren Howard gelingt es erstaunlich schnell, die Fassung wieder zu erlangen, „wir hatten uns die Frage gestellt, ob es den beiden Gentlemen genehm wäre, dass wir uns zu Ihnen setzen und uns gemeinsam die Reisezeit mit einer Partie Whist verkürzen. Ihr scheint die einzigen weiteren Engländer an Bord zu sein.“

Der Colonel lässt seinen Blick durch die kleine Fahrgastgondel schweifen. Außer ihnen sitzen nur vier weitere Fahrgäste an einem Tisch zusammen. Die Geräusche in der Gondel lassen es nicht zu, ihr Gespräch zu verstehen, aber sie scheinen ganz eindeutig keinen englischen Dialekt zu sprechen.

„Whist.“ In die Augen des dicken Anzugträgers tritt ein begeisterter Glanz. „Der Himmel schickt Euch. Ich kann mir kaum einen besseren Zeitvertreib vorstellen, als dieses kultivierte Kartenspiel. Und bis Lausanne wird es sicher noch eine ganze Weile dauern.“

Der indignierte Blick, der sich zunächst auf dem Gesicht des Colonels breitgemacht hatte, wechselt bei dieser Antwort zu einer undurchdringlichen Wachsmaske. „Nun denn.“ Umständlich stemmt er sich aus dem Ledersessel empor und salutiert zackig. „Dann will ich dem allgemeinen Vergnügen nicht im Wege stehen. Colonel Clarence Egerton. Zu Ihren Diensten!“

Warren Howards zur Begrüßung dargebotene Hand bleibt auf halbem Wege stehen, als die Hacken des Colonels hart aneinander schlagen. Mit hochgezogener Augenbraue nimmt Howard auf dem ihm angebotenen Sessel Platz und bedeutet seinem jungen Begleiter, sich ihm gegenüber niederzulassen.

„Oh, dann sind die Paare schon eingeteilt.“, freut sich der dicke Mann, der bereits aus seiner Jackettasche ein Kartenspiel hervorgekramt hat. „Lloyd Abbot.“, sagt er gönnerhaft mit einem leichten Kopfnicken in die Runde.

„Lloyd Abbot?“, ruft der junge Mann zu seiner Rechten begeistert. „Der Lloyd Abbot von der Abbot & Harlington Bank?“

„Eben der.“, bestätigt Abbot die Vermutung Spencers und macht sich daran, die Karten zu verteilen.

„Und was lockt Euch in diesen unruhigen Zeiten in ein Luftschiff?“, plappert der junge Mann, der gegen alle Regeln der Etikette immer noch seine Schiebermütze auf dem Kopf trägt, munter drauflos.

„Geschäfte.“, erwidert der Bankier einsilbig und tut so, als wäre er vollauf mit dem Abzählen der Karten beschäftigt.

„Geschäfte. Natürlich! Was sonst.“, keckert der alte Colonel. „Und Ihr, Howard. Was verschlägt Euch in die Nähe der Kampflinien?“

Warren Howard wirft einen beunruhigten Blick aus dem Fenster. Vor ihm breitet sich eine idyllische, mit dichten Wäldern bestandene Mittelgebirgslandschaft aus. Von Anzeichen des kürzlich begonnenen Krieges zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Deutschen Kaiserreich um die Vorherrschaft über die holländischen Häfen ist keine Spur zu sehen. „Ich bin in diplomatischer Mission unterwegs.“

„Verstehe.“, poltert der Colonel. „Und mehr dürft Ihr natürlich nicht sagen. Strikte Geheimhaltung, nicht wahr?“ Verschwörerisch zwinkert er Howard, der neben ihm Platz genommen hat, zu.

„Nun, vertrauenswürdigen Landsleuten darf ich sicher etwas mehr erzählen, aber...“ Sein Blick wandert unbehaglich zu den vier weiteren Gästen in der Gondel.

„Vermutlich habt Ihr Recht.“, flüstert Lloyd Abbot eine Spur zu leise, um unauffällig zu sein, und schießt zu den vier Männern hinüber. „Bestimmt Schweizer.“, mutmaßt er. „Aber wer kann denen schon trauen?“

„Alle Schweizer sind Banker, nicht war?“, knurrt der Colonel und bricht in ein meckerndes Lachen aus.

Abbot ruckelt ungemütlich in seinem Stuhl herum. „Wollen wir beginnen?“, lenkt er das Gespräch auf das Kartenspiel.

„Natürlich, natürlich.“, gibt der Colonel klein bei und greift sich mit einer großspurigen Geste seine Karten.

„Und Sie, Spencer.“, wendet sich der Diplomat, der seine Karten bereits auf der Hand sortiert hat und mit seinem geraden Rücken das Sinnbild eines Londoner Clubmitglieds verkörpert, an den jungen Mann. „Auf einer kleinen Abenteuerreise?“

„Oder vielleicht keine Lust, für König und Vaterland zu fallen?“, mutmaßt der Colonel und mustert Anthony Spencer mit zusammengekniffenen Augen.

„Nein, nichts dergleichen.“, wehrt der junge Mann entschieden ab.

„Ich studiere an der Universität in Lausanne. Nach einem kurzen Heimaturlaub aus familiären Gründen reise ich zurück, um meine Studien fortzuführen.“

„Herz ist Trumpf.“, verkündet Lloyd Abbot und zeigt die unterste Karte seiner Hand herum.

„Und was kann man in Lausanne besser studieren, als an einer unserer hervorragenden britischen Universitäten?“, lässt der Colonel nicht locker.

„Luftfahrttechnik.“, antwortet Spencer knapp und vertieft sich in das Studium seines Blattes.

Durch den Körper des dicken Bankiers geht ein Ruck. „Oh, davon habe ich gehört. Sie sollen dort unten ein paar waghalsige Tests durchgeführt haben, die der dampfbetriebenen Gleitluftfahrt zum Durchbruch verhelfen könnten.“

Ohne Spencer aus den Augen zu lassen, knallt der Colonel eine Karte auf den Tisch, um das Spiel zu eröffnen. „Pik fünf.“, brummt er mit tiefem Bass.

Die konzentrierte Stimmung an dem Kartentisch wird davon unterbrochen, dass sich die vier Herren, die einige Tische weiter sitzen, erheben und gemeinsam aus dem Gesellschaftsraum Richtung Niedergang entschwinden.

„Komische Leute, diese Schweizer.“, murmelt Lloyd Abbot, der dicke Bankier, und starrt den Männern in ihren unscheinbaren Anzügen hinterher.

„Diese neutralen Schweizer.“, macht sich Colonel Egerton über das Bergvolk lustig. „Kein Wunder, dass sie sich in keinen Krieg einmischen wollen, wenn sie selbst die Toilette nur gemeinsam aufsuchen wie Weiber.“

„Wo wir nun alle schon die Hosen heruntergelassen haben.“, nimmt Spencer den ursprünglichen Gesprächsfaden wieder auf, während reihum die Karten auf den Tisch klatschen. „Was bringt einen gestandenen Colonel des Heeres dazu, sich in diesen Zeiten so weit von der Truppe zu entfernen und in ungeahnte Höhen zu entschweben?“

Bei dieser spitzen Replik kann Warren Howard nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. Lloyd Abbot dagegen hat keine solch starke Selbstbeherrschung und versprüht den Großteil des soeben getrunkenen Gin Tonic auf dem edlen Teppich der Fahrgastgondel.

„Touchet.“, entgegnet der Colonel, doch das Pochen der Ader an seiner Schläfe zeigt, dass er die freche Zurechtweisung innerlich keineswegs so leicht nimmt. „Ich bin auf dem Weg nach Turin, um mich der dortigen Militäarakademie zur Verfügung zu stellen.“

Drei Augenpaare wandern von den letzten in den Händen verbliebenen Karten nach oben und schauen den erfahrenen Militär fragend an.

„Nun,“, windet sich der Colonel sichtlich. „nach einer Beinverletzung, die ich mir im letzten Konflikt mit Spanien zugezogen habe, wurde ich als nicht mehr diensttauglich erachtet und in Ehren entlassen.“ Die letzten Worte triefen nur so von Verachtung. „Jetzt habe ich ein neues Betätigungsfeld gefunden, in dem man meine Kenntnisse zu schätzen weiß. Kreuz Dame.“

„Mein Stich.“, ruft Spencer und streicht mit einer Herz-Sieben die letzten vier Karten ein.

„Herrgott, Spencer. Welche vertrocknete Jungfer hat Ihnen denn das Whist-Spielen beigebracht?“, regt sich der Colonel zum wiederholten Mal auf. „Wenn ich invitiere, erwarte ich eine hochklassige Parade ihrerseits.“

Der Student quittiert die Bemerkung mit einem galanten Schulterzucken, während Lloyd Abbot aufbraust. „Ich darf doch sehr bitten, Colonel! Keine Absprachen während des Spiels.“

„Einer muss dem Grünschnabel doch mal erklären, wie man ordentlich spielt. Das ist doch nicht auszuhalten.“, rechtfertigt sich der Zurechtgewiesene.

„Ich hatte bereits das Vergnügen mit ihm zu spielen.“, mischt sich Howard lächelnd ein. „Und Sie, Abbot, sind auch noch an der Reihe.“

„Trotzdem,“, erwidert der dickleibige Bankier mit erhobenem Zeigefinger, „spielen wir schließlich um Geld, da sind Absprachen nicht angebracht. Wenn wir einen Robber abgeschlossen haben, dürfen sie gern resümieren und auswerten, so viel sie wollen, aber vorher nicht.“ Um seine Worte zu unterstreichen, schlägt er mit den feisten Wurstfingern seiner Linken auf die Tischplatte.

Ein plötzlicher Ruck geht durch den Zeppelin, so dass die vier Fahrgäste trotz ihrer sitzenden Position instinktiv nach Haltemöglichkeiten haschen.

„Was war das denn?“, fragt der Colonel nervös.

„Eine ganz normale Turbulenz.“, beruhigt ihn der reiseerfahrene Diplomat Howard. „Ihr seid nicht sehr häufig mit Zeppelin unterwegs?“, fragt er mit einem spitzbübischen Lächeln.

„Nun, ich bevorzuge den Marsch auf meinen zwei Beinen.“, gesteht der Colonel verbissen. „Schon das Reisen in diesen neumodischen Dampfkutschen bereitet mir ein gewisses Unbehagen.“

„Und wenn man bedenkt, dass wir mehrere tausend Fuß über der Erde schweben, ist ein solches Rucken und Hoppeln gleich doppelt so unangenehm.“, springt Lloyd Abbot dem Colonel zur Seite.

Noch ein paar Mal ruckelt und hoppelt der Zeppelin sich in den Luftschichten zurecht, dann beruhigt sich die Fahrt wieder und die Reisenden lehnen sich entspannt in ihren Sesseln zurück.

„Für einen Moment befürchtete ich tatsächlich einen Angriff. Wir befinden uns immerhin über dem deutsch-französischen Grenzgebiet.“, räumt der Colonel seine Sorgen ein.

„Und die Preußen können uns in dieser Höhe wie genau erreichen?“, kommentiert Spencer, der junge Heissporn, das Bekenntnis des erfahrenen Militärs.

Rote Flecken im Gesicht des Colonels zeigen, wie sehr ihm die Bemerkungen dieses Grünschnabels unter die Haut gehen. Er wedelt mit seinem knöchigen Zeigefinger vor dem Gesicht des Studenten herum, während er ruft: „Man weiß nie, was diese Satansbraten wieder ausgeheckt haben. Damals in Flandern haben sie uns ganz schön eingeheizt mit ihren Haubitzen.“

„Meint Ihr, der Krieg wird sich sehr in die Länge ziehen?“, holt der Bankier mit unverhohlener Neugier die fachkundige Meinung des erfahrenen Kriegsmannes ein.

„Nun, die Deutschen sind nicht zu unterschätzen.“, räumt der Colonel ein. „Aber auf lange Sicht wird sich unsere überlegene Taktik und Kriegstechnologie durchsetzen.“

„Und unsere Helden, von denen die Herren vorhin so trefflich gesprochen haben.“, wirft Spencer flapsig ein.

Warren Howard räuspert sich auffällig und schaut sich in dem Raum um. Die Schweizer sind immer noch nicht zurückgekehrt.

Dennoch beugt er sich verschwörerisch nach vorn und berichtet im Flüsterton: „Nun, da wir unter uns sind, kann ich es den Herren ja anvertrauen. Ich bin in diplomatischer Mission für Ihre Majestät und den Premierminister unterwegs. In Genf werde ich Abgesandte der französischen Republik treffen und mit etwas Glück werden wir schon bald das Entstehen einer neuen Allianz vermelden können.“ Er legt die Fingerspitzen aneinander und stellt die Ellbogen auf dem Tisch ab, wodurch die Spielkarten in Unordnung geraten. Außer Abbot scheint das aber niemandem aufzufallen. Anthony Spencer betrachtet den gewieften Diplomaten mit großen Augen, während der Blick des Colonels greifvogelartig durch den Raum schweift.

„Wo diese verdammten Schweizer nur so lange stecken.“, wundert er sich. „Die werden doch nicht ins Klo gefallen sein?“ Schnaufend bricht er in ein schallendes Lachen über seinen eigenen Witz aus. Als er sich gefasst hat, schnappt er nach den Karten, mischt sie mit gekonnten Fingern durch und gibt eine neue Runde.

„Ist das nicht eigenartig?“, geht Lloyd Abbot auf die Feststellung des Colonels ein. „Ich meine, wie lange kann so ein Geschäft für vier Personen schon dauern, selbst wenn es nur eine Kabine gibt?“

„Es gibt genug Kabinen.“, berichtet der Student und schmunzelt vergnügt. „Ich war kurz nach dem Abheben schon dort.“

„Genauso schwache Blase wie die Schweizer, was?“, witzelt der Colonel.

„Und wenn sie nun etwas im Schilde führen?“, gibt sich der Bankier weiter besorgt.

„Was sollen die schon machen?“, hält der Colonel dagegen. „Das Schiff in die Luft sprengen und sich dabei selber in den sicheren Tod schicken?“

Abbot rutscht unruhig auf seinem Sessel hin und her und auch Spencer hebt besorgt seinen Blick von den Karten.

„Ach, das glaube ich auch nicht.“, versucht Warren Howard die Situation zu entspannen. Die ruhige Art dieses Mannes in seinem teuren, aber unscheinbaren Anzug übt eine nahezu hypnotische Wirkung auf seine Mitreisenden aus. Augenblicklich entspannen sich die verkrampften Kiefermuskeln des Bankiers. Sein Oberkörper ruckt nach vorn, als er beherzt eine Karo-Dame auf den Tisch wirft.

Die Augen des Colonels blitzen auf. Spencer beobachtet fasziniert, wie Begeisterung und Verzweiflung einen stummen Kampf im Gesicht des alten Mannes ausfechten. Die Anerkennung des spielerischen Vermögens seines Gegners gewinnt am Ende die Oberhand.

„Spencer, da sehen Sie, wie man Whist spielt!“ Mit einem verschmitzten Lächeln deutet er auf den Bankier. „Das habt Ihr geris-

sen angestellt, Abbot. Erst mir ein Karo-Ass als Singelton auf die Hand legen und ich wette, Ihr Partner,“, dabei klopft er Howard auf die Schulter, „sticht das Ganze mit der Trumpf-Dame.“

Etwas verwundert legt Howard die Kreuz-Dame obenauf. Spencer kann nur eine Sechs abwerfen und die beiden gut gekleideten Herren nehmen den letzten Stich der Runde ein.

„Woher habt Ihr das gewusst?“, erkundigt sich der Diplomat gespannt.

Egerton klopft sich mit dem Zeigefinger an die Nase. „Den richtigen Riecher muss man haben. Alles Berechnung, stimmt’s nicht, Abbot? Wenn man mitrechnet und beobachtet, was die anderen Spieler machen, weiß man genau, womit man rechnen muss.“ Dann wandert sein Blick beinahe mitleidig zu dem jungen Studenten. „Na, außer man spielt mit Spencer, dann hilft einem wahrlich nur Glück.“

„Drei Tricks und und vier Honeurs“, ruft Warren Howard erfreut, nachdem er seine Stiche und die des Bankiers durchgezählt hat. Dieses Spiel ging ganz klar an uns.“

„Wer hätte das gedacht?“, zischt der Colonel durch zusammengebissene Zähne und schiebt seine als Spieleinsatz bereitgelegten Münzen über den Tisch. Missmutig schaut er zu, wie sich die speckigen Pranken des Bankiers darum schließen.

„Eigenartig.“, murmelt Anthony Spencer, der aus dem Fenster der Gondel schaut. Offenbar bereitet ihm der Verlust im Spiel weit weniger Ungemach als dem altgedienten Soldaten.

„Was ist eigenartig?“, hakt der dicke Bankier nach und lässt seinen Blick unruhig über die unter ihnen liegende Landschaft streichen.

„Gibt es ein Problem?“

Ein neuerliches leichtes Rucken geht durch das Luftschiff. „Ich weiß nicht. Auf jeden Fall hat es den Anschein, als schwenke der Zeppelin nach links ab.“, zeigt sich der Student verwundert.

„Unmöglich!“, begehrt der Colonel auf. Auch sein Blick ist aus dem Fenster gerichtet. „Wir reisen auf dem Luftweg von London nach Lausanne. Da es keine Mauern, Furten, Pässe oder sonstige Hindernisse gibt, die den Verkehr auf dem Boden zu Umwegen zwingen, gibt es keinen Grund, nicht auf geradem Wege zu fliegen.“

„Mister Spencer hat aber Recht.“, springt Warren Howard dem jungen Mann zur Seite. „Wir fahren definitiv nicht mehr in südlicher Richtung.“

Die vier Herren rücken näher zusammen und starren aufmerksam durch den Regen, der aus den über den Bergen aufgezogenen Wolken fällt und die Sicht erschwert.

„Dort unten sehen wir den Neuenburger See.“ Howard deutet in die entsprechende Richtung. „Den müssten wir überqueren. Auf

keinen Fall können wir ihn rechts liegen lassen, wenn wir nach Lausanne gelangen wollen.“

„Und diese Berge dort vorn sind die Jungfrau und das Finsteraarhorn.“, setzt Spencer die Erläuterung fort. „Ich war dort im vorigen Sommer auf einer ausgedehnten Wanderung. Die beiden sind unverwechselbar, liegen aber ebenfalls nicht in Richtung Lausanne.“

„Beim Barte des Königs.“ Die Faust des Colonels schlägt dumpf auf dem Kartentisch auf. Erschrocken fährt Lloyd Abbot zusammen.

„Was geht hier vor?“

„Könnte die ganze Sache mit dem Verschwinden der Schweizer zu tun haben?“, fragt der Bankier mit weinerlicher Stimme.

Warren Howard blickt sich aufmerksam im Salon um. „In der Tat, sie sind immer noch nicht aufgetaucht.“

„Dieses verräterische Pack!“, braust der Egerton auf und stemmt sich aus dem Sessel empor.

„Wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen!“, rät Spencer zur Mäßigung, aber keiner der anderen drei Herren will auf den jungen Mann hören.

„Ihr habt Recht, Colonel, da ist etwa faul.“, ruft der bisher so bedächtige Diplomat empört.

„Vielleicht sollten wir den Kapitän fragen, weshalb er den Kurs gewechselt hat.“, schlägt der Bankier vor.

„Das ist eine gute Idee.“, lenkt Anthony Spencer ein. „Ich bin mir sicher, dass es eine ganz einfache Erklärung für unsere Kursveränderung gibt. Möglicherweise ein Unwetter oder ein dringender Zwischenstopp.“

Die Blicke des Colonels und des Diplomaten verraten dem Studenten, dass zumindest diese beiden Herren nicht an eine einfache Antwort glauben.

„Lassen Sie uns gemeinsam hinabgehen!“, fordert der Colonel seine Mitreisenden auf. Als alle stehen, schreitet er forsch Richtung Niedergang. „Und halten Sie mit einem wachsamen Auge Ausschau nach den Schweizern! Ich traue diesen neutralen Schelmen nicht über den Weg.“

„Das wissen wir bereits.“, murmelt Spencer, aber so leise, dass nur der Bankier ihn verstehen kann. Abbot schnaubt belustigt, nimmt aber unter dem strengen Blick des Militärs sogleich eine einigermaßen soldatische Haltung, oder zumindest das, was er dafür hält, an. „Niemand zu sehen.“, vermeldet Howard, der den Niedergang bereits genommen hat.

„Dann auf zur Kommandogondel!“, treibt der Colonel die kleine Gruppe weiter.

„Hier entlang!“, korrigiert Anthony Spencer die eingeschlagene Richtung. „Es gibt eine direkte Verbindung von der Fahrgastgondel zur Brücke über einen Laufsteg.“, erklärt der Luftfahrtstudent.

„Dann sollten wir den auch nehmen.“, stimmt der Colonel dem Vorschlag zu. „Abbot, ich schlage vor, Ihr bleibt hier und haltet uns den Rücken frei, während wir uns auf den Laufsteg begeben.“

„Wir sind doch nicht im Krieg.“, protestiert der Bankier.

„Oh doch, das sind wir.“, korrigiert ihn der Militär. Unter seinem stechenden Blick wagt der dicke Anzugträger keine weiteren Gegenargumente vorzubringen und ergibt sich in seine neue Rolle als Wächter.

„Wir müssen durch diese Tür.“, erklärt der Student den Aufbau des Luftschiffs. „Seien Sie vorsichtig, uns trennt vom Himmel nur die Stoffhülle des Zeppelins. Keine isolierenden Wände, keine Heizung, nichts.“, verkündet er.

Forsch tritt der Colonel an die Tür heran und reißt sie auf. Sogleich dringt das Pfeifen des Windes an die Ohren der Reisenden. Der Blick wird gefangen von dem riesigen Aluminiumgerüst, das die Gasbehälter und die Tuchbahnen der Außenwand hält. Vor den Männern liegt ein Laufsteg von etwa 10 Metern Länge, der durch ein flaches Metallgeländer gesichert ist. Der Colonel will soeben das Geländer ergreifen, als sich am Ende des Laufstegs eine Bodenluke

öffnet und einer der vier anderen Fahrgäste auf den Laufsteg klettert. Ein ohrenbetäubender Schuss fällt hinter ihm, ob er aber auf den nun eilig auf die drei Männer an der Metalltür zulaufenden Mann gerichtet war, ist nicht zu erkennen.

„Rückzug!“, bellt Egerton mit befehlsgeohnter Stimme und drückt sich nach hinten ab. Inzwischen hat der Mann auf dem Laufsteg die Männer an der Tür bemerkt und reißt mit unsicherer Hand eine Pistole aus dem Holster unter seiner Jacke.

Krachend wirft Egerton die Tür ins Schloss. „Verbarrikadieren! Schnell!“, erteilt er Befehle.

Der Bankier reagiert am schnellsten und schiebt eine Chaiselongue in Richtung Tür. Mit Howards Hilfe gelingt es ihm, sie einigermaßen zu verkeilen. Inzwischen sind Spencer und Egerton ihrerseits mit Mobiliarteilen bewaffnet zurückgekehrt und fügen sie der improvisierten Barrikade hinzu.

„Das wird nicht reichen.“, jammert Lloyd Abbot beim Anblick des kläglichen Versuchs, die Tür zu versperren.

„Dann machen wir weiter!“, kommandiert der Colonel. „Schaffen Sie alles heran, was schwer genug ist, um die Mistkerle aufzuhalten!“

Hinter der Tür erahnen sie das gedämpfte Geräusch eines weiteren Schusses, doch das verstärkte Metall der Gondel dämpft den Knall und auch einen möglichen Aufprall des Geschosses.

„Habt Ihr eine Ahnung, was da vor sich geht?“, fragt Warren Howard den Colonel mit besorgter Stimme.

„Und ob ich eine Ahnung habe!“, knurrt der alte Haudegen und strafft die Schultern. „Abbot! Ihr macht hier weiter!“, gibt er knappe Anweisungen. „Meine Herren!“, wendet er sich dann an Spencer und Howard. „Sie folgen mir!“

„Könnt Ihr uns nun endlich verraten, was hier los ist?“, fordert Anthony Spencer, als der Colonel für einen Moment im Salon stehen bleibt, um sich zu orientieren. Der stechende Falkenblick des alten Soldaten richtet sich auf den jungen Mann, dessen Adamsapfel bei dieser Musterung ungemütlich auf und ab hüpfte.

„Was hier los ist? Ich kann Ihnen sagen, dass die vier werten Herren keine Schweizer waren.“, blafft der Colonel den jungen Studenten an.

„Aber wie kommt Ihr so plötzlich zu dieser Erkenntnis?“, wundert sich Warren Howard, der nach dem schnellen Laufen nach Luft ringen muss.

„Die Waffe, nach der dieser Schelm gegriffen hat, ist eine deutsche Offizierspistole.“, erklärt der Colonel seine Neubewertung der Lage.

„Es muss sich um Agenten der Deutschen handeln. Ich vermute, dass sie das Luftschiff in ihre Finger bekommen wollen. Wer weiß, welche wertvolle Ladung an Bord ist!“

„Das müssen wir unter allen Umständen verhindern!“, poltert Howard höchst ungehalten.

„Und zwar schnellstmöglich. Wenn wir weiter auf diesem Kurs unterwegs sind, werden wir bald deutschen Luftraum erreichen.“, gibt Anthony Spencer zu bedenken.

Unter buschigen weißen Augenbrauen richten sich die stahlblauen Augen des Colonels auf den jungen Mann. „Spencer, das ist Euer Metier. Ihr seid hier der Luftfahrtexperte. Wie können wir diese Schurken aufhalten?“

„Nun,“, der Student schluckt schwer. „wir müssen das Luftschiff zum Landen zwingen, und zwar so, dass man von der Führergondel aus nichts dagegen tun kann.“

„Sehr clever.“, lobt der Colonel die Idee. „Und wie genau können wir das anstellen?“

„Der Zeppelin wird durch das Gas in der Luft gehalten. Wären wir sicher, dass es Helium ist, könnten wir in die Tanks schießen, so dass das Gas langsam entweicht.“

„Aber?“, sucht der Militär den Haken an dem Vorschlag.

„Wenn es Wasserstoff ist, dürfte uns das ganze Schiff dabei um die Ohren fliegen.“, klärt ihn Spencer auf.

„Das wollen wir dann doch nicht, oder?“, versucht es Howard, dessen Gesicht beim Gedanken an einen möglichen bevorstehenden Absturz kreidebleich geworden ist, mit einem müden Witz.

„Wir müssen uns aufteilen.“, schlägt der Student der Luftfahrt einer Eingebung folgend vor. „Im Inneren des Luftschiffs führt ein Kielsteg vom Bug bis zum Heck. Von diesem Steg aus kann die Mannschaft im Bedarfsfall Reparaturen auch bei Flugbetrieb durchführen.“

„Die Mannschaft, natürlich!“, ruft Howard erfreut dazwischen.

„Dass wir nicht gleich darauf gekommen sind. Wir müssen die Mannschaft um Hilfe bitten.“

Spencer schüttelt bedauernd den Kopf. „Bei dieser Bauart liegen die Mannschaftsräume des Zeppelins direkt neben der Führergondel. Ich bin mir sicher, dass alle Mannschaftsmitglieder in der Gewalt der Deutschen sind.“

„Verdammt!“, flucht der Colonel herzhaft. „Dann weiter mit ihrem Vorschlag!“

„Ich werde versuchen, das Gestänge des Höhenruders so zu verkeilen, dass es nicht mehr bewegt werden kann. Wir müssen einen

langsamen Sinkflug einleiten, wenn wir nicht wollen, dass der Zepelin am Boden zerschellt.“, erläutert Anthony Spencer seinen Plan.

„Aber dann sind wir längst in deutschen Breiten, wenn wir den Boden erreichen.“, wendet Warren Howard ein.

„Deshalb müssen wir die beiden Motoren auf der Steuerbordseite funktionsunfähig machen. Dann kann das Luftschiff nur noch einseitig angetrieben werden und fliegt folgerichtig im Kreis.“, ruft Spencer begeistert aus.

Eine kräftige Pranke klatscht ihm auf die Schulter. „Sie sind genial, mein Junge.“, lobt ihn der Colonel. Dann strebt der alte Militär durch den Salon und hebt zwei schwere Taschen aus dem Gepäcknetz.

„Sollten wir uns nicht lieber beeilen?“, wundert sich Howard.

„Einen Moment noch!“ Lächelnd befördert der Colonel die Bestandteile eines kurzläufigen Steinschlossgewehrs aus den Taschen.

„Ohne meinen Paget mache ich keine Reise.“, grinst er in die Runde und setzt mit geübten Händen die Flinte zusammen. „Es ist nicht die modernste Waffe und im Feld schon längst nicht mehr zu gebrauchen, aber um Motoren zu Sieben zu verarbeiten, ist dieses Schätzchen bestens geeignet. Wir folgen Euch!“, fordert er Spencer auf, ihnen den Weg zu weisen.

Der junge Mann stemmt mit einer Eisenstange und großer Kraftanstrengung eine Tür im hinteren Teil des Salons auf. Durch die Luke können die Männer einen Laufsteg erkennen, der sich weit hinten in den Eingeweiden des Luftschiffes verliert. „Ich werde bis ganz ans Ende des Stegs gehen müssen. Ihr, Colonel, nutzt am besten die beiden Abzweigungen zur Linken, von denen Ihr die erste dort vorn seht. Die führen Euch zu den Motoren.“, erläutert Spencer sein Vorhaben und begibt sich ohne weitere Umschweife auf den Kielsteg.

„Spencer!“, ruft ihn der Colonel noch einmal zurück.

Zögernd bleibt der junge Mann stehen und dreht sich um.

„Viel Glück, mein Junge!“ ruft der erfahrene Soldat in den Lärm des Flugwindes hinaus. „Sie werden sicher noch ein passabler Whistspieler.“

Mit einem breiten Lächeln salutiert Anthony Spencer linkisch und macht sich dann wieder auf den Weg zum Heck des Zeppelins.

„Colonel.“, hält Warren Howard seinerseits den alten Mann in seiner Uniform zurück. „Was ist meine Aufgabe bei dieser ganzen Sache?“

Egerton greift in seinen Uniformrock und fördert eine kleine zweiläufige Pistole zu Tage. „Ihr haltet hier Wache!“, fordert er den Diplomaten auf. „Und betet, Howard! Betet!“

Mit einem Zwinkern überreicht der Colonel dem totenbleichen Anzugträger die Pistole und eilt dann dem jungen Studenten hinterher in den riesigen Rumpf des Schiffes.

„Aber ich weiß doch gar nicht, wie man...“, ruft ihm Warren Howard nach. Plötzlich bricht sich ein lauter Knall Bahn. „Verdammt!“, flucht Howard und schaut mit schreckgeweiteten Augen zu dem Gastank, den die Kugel aus der Pistole in seiner Hand durchschlagen hat. Zischend entweicht Gas durch das winzige Loch.

Tief in den Innereien des Schiffes bricht Anthony Spencer in ein hysterisches Lachen aus. „Helium!“, schreit er zu den Männern hinter ihm. „Es ist Helium!“

„Haben Sie schon von diesen Teufelskerlen gehört?“ Schwungvoll schließt der elegant gekleidete Herr mit dem schwarzen Zylinder den Daily Telegraph und fasst sein ebenso modisch gekleidetes Gegenüber mit festem Blick ins Auge. Wie Regentropfen, die an einem stürmischen Herbsttag an die Fensterscheiben klopfen, trommeln seine Finger auf die verschwommene Schwarz-weiß-Lithographie eines Zeppelins.

Der Mann auf der anderen Seite des Taekholztisches, dessen Blick bisher aus dem Fenster des Zugabteils auf die hügelige Landschaft

Yorkshires gerichtet war, wendet seinen Blick der Zeitung zu. Ein Augenblick genügt ihm, um die Abbildung zu erkennen. „Natürlich habe ich davon gehört. Die Londoner Gesellschaft spricht seit Tagen von nichts anderem, My Lord.“, wedelt er die Begeisterung des Earl mit einer nonchalanten Handgeste beiseite.

„Und das zu Recht.“, poltert sein gut gelaunter Gesprächspartner. „Mit etwas Glück haben diese vier Teufelskerle einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet, dass wir den Krieg gewinnen werden. Solche Helden sind genau das, was Britannien in dieser Stunde braucht!“